

(Nachdruck verboten.)

## Der Bauberkaftan.

1) Roman von Koloman Mikszáth.  
Aus dem Ungarischen von Victor Sziklai.  
I.

Jene Städte sind nährlich, welche Klagen: Wir haben viel gelitten, bei uns haben die Türken ein oder zwei Jahrhunderte gehaust. Wahrhaft litten jene Städte, wo weder Türken hausten, noch Labanzen und Kuruzen\*) und welche sich aus eigener Kraft erhielten, wie zum Beispiel Keeskemet; denn wo von den kriegsführenden Parteien sich die eine aufhielt, dort dominierte, plünderte nur die eine, und die anderen wagten sich nicht einmal hin, wo aber keine einzige wohnte, dorthin gingen alle Erdbeeren sammeln.

Eines Tages wandelte den Ofner Pascha die Laune an, ein wenig zu brandschagen: „Mein Sohn Dervisch Beg, schreibe dem Keeskemeter Richter!“ Und der Brief ging sofort ab, in dem der Ausdruck nicht fehlte: „Ihr spielt mit Euren Köpfen!“

Aber auch der Szolnofer Musta Beg ging nicht anders vor, denn er brandschagte Czegled, Körös, Keeskemet und die umliegenden Dörfer. Jede gesegnete Woche warf er ihnen neue Lasten aus, indem er schrieb: „Diesen Herrenbrief sollt ihr zu Pferde in jede Stadt, in jedes Dorf tragen und darnach handeln.“

Seine Gnaden, der tapfere Herr Emerich Kohary rechnete gleichfalls auf die wohlhabenden Städte und erließ von Seite der Kaiserlichen aus Szegszény Verordnungen, ja selbst der Sacser Stuhlrichter, Seine Gnaden Herr Johann Darvas war nicht faul, ihnen an den Leib zu gehen, wenn die Kuruzen etwas nöthig hatten. Dazu kamen noch die herum-schweifenden tartarischen Horden und die verschiedenen Truppen, welche auf eigene Faust arbeiteten. Und mit all diesen sollte man auf freundschaftlichem Fuße leben!

In Keeskemet gab es schon damals berühmte Märkte. Was den Augen schön, dem Munde gut ist, das alles brachten die türkischen, deutschen und ungarischen Kaufleute hausenweise hierher, und der Markt hatte stets ein trauriges Ende, denn wenn er eben im besten Zuge war, erhob sich eine Wolke auf der sandigen Straße, es kam der Kuruze oder der Türke, oder gar ein Haufe Labanzen kaufte wie der Blitz nieder und verschwand mit den werthvollsten Waaren beladen wieder in einer Staubwolke.

Die bitteren Willen aber konnte dann die wohldele Stadt verschlucken, denn hatten die Türken die Zelte geplündert, so fielen nunmehr die Labanzen mit großen Rechnungen über sie her.

Die Stadt habe ohne Verzug den Schaden der Kaufleute zu bezahlen, sonst wird gestürmt; wenn der Labanze raubte, galt es auch gleich für die armen Keeskemeter, denn dann verlangten die Kuruzen und Türken Schadenersatz für ihre Kaufleute, und diese Forderungen erreichten fast immer die Höhe von tausend Goldstücken.

Vergebens seufzte der Oberrichter Johann Szics: „Woher nehmen, woher? Das ist ja nicht das Kremnitzer Goldbergwerk; unter unseren Füßen ist ja nichts als Sand, Sand bis hinunter zur Hölle.“

Endlich ward die Sache doch unerträglich, man hielt großen Rath, und dann gingen die guten Leute zum Palatin, der aber nach der Erzählung des Herrn Paul Fekete sehr mißmuthig wurde, als sie ihm vortrugen, daß sie eine Bitte an ihn hätten.

„Verlangt nur nichts Großes, denn ich gewähre es Euch nicht.“

„So sehr verlangen wir nichts großes, daß uns selbst das zu viel ist, was wir haben.“

„Sehr gut, sehr gut,“ meinte der Palatin schmunzelnd. „Wir bitten Eure Gnaden, uns unsere Märkte zu nehmen.“

Der Palatin dachte nach, hüftelte. „Om, es ist kein richtiges Regime, Freunde, das den Leuten etwas nimmt, wovon der Nehmende keinen Vortheil hat.“

Troßdem kam bald danach eine Ordre von Leopold I., daß

die Keeskemeter Märkte von nun an zu sein aufgehört haben. Selbstverständlich wurden nun die Türken ebenso wüthend wie die Kuruzen. „Diese elenden Philister berauben uns unseres Nebenerwerbes.“ Sie hatten jetzt originelle Ideen. Am schwarzen Sonntag vor Ostern stürmte der berühmte Kuruzenführer Stefan Csuda mit seinen Truppen in die Stadt. Sie sprengten geradenwegs zum Stiftskloster. Hier befahl der Anführer seinen Leuten: „Nichts anrühren, Kinder, nur den Quardian müßt ihr gefangen nehmen, denn diesen werden sie auslösen. Sie nahmen wirklich den Quardian, den dicken Pater Bruno, gefangen, setzten ihn auf ein Maulthier, das bisher ein treuer Arbeiter des Klostergartens war, zumal es die Wasserfässer schleppte. Damit aber der fluchende, strampelnde Pater nicht vom Rücken des Buri falle (Buri hieß das Maulthier), banden sie ihn mit Stricken und Riemen fest. . . Sie hatten sich nicht verrechnet. Eine große Bestürzung griff Platz unter den katholischen Gläubigen. Die Wittve Paul Fabian, die buedlige Julie Galgoczi und die verwelkte Klara Bulki begannen unter dem Präsidium des Paters Bitte sofort das Lösegeld zu sammeln, indem sie von Haus zu Haus wanderten. „Lösen wir den armen Pater Bruno aus. Er hat eine prächtige Predigt zu den Osterfeiertagen einstudirt, diese können wir nicht ungesprochen lassen.“ Hundert Goldstücke wurden gesammelt, mit diesen begaben sich die Erwählten der Frauen auf den Weg zum Kuruzenlager: Senator Gabriel Porosznoki, Kurator Johann Babos und der Wagner, Herr Georg Doma.

Nach männlichen Abenteuern und Mißgeschicken fanden sie endlich den Stefan Csuda, der sie wild anfuhr: „Ihr seid die Keeskemeter, nicht wahr? Nun, was wollt ihr?“

„Wir sind ihn holen gekommen,“ sprach der fromme Babos, seine winzigen grauen Augen gegen den Himmel erhebend.

„Wen, den Maulefel oder den Quardian?“ scherzte der gutgelaunte Stefan Csuda.

„Beide, wenn wir übereinkommen können,“ meinte Herr Porosznoki.

„Der Geistliche ist nicht viel werth, aber das Maulthier können wir wohl brauchen. Es schleppt die große Trommel.“

Sehr wohl gefiel den guten Keeskemetern diese Erklärung des Kuruzen, denn wenn der Geistliche nicht viel werth ist, wird er wohl billig zu haben sein, und sie nickten beifällig mit dem Kopfe.

„Also woran sind wir mit Sr. Hochwürden?“

„Ihr könnt ihn für drei Goldstücke haben.“

Die drei Männer schauten einander lächelnd an, wie wenn sie sagen wollten, „billig, wahrhaftig sehr billig!“ Porosznoki warf einen Flügel seines blauen Mantels zurück und griff in die Tasche, um die drei Goldstücke hervorzuholen. „Da sind sie! Nehmt sie, Herr!“

Der Kuruzenführer schob die Hand des Senators bei Seite. „Den Geistlichen brachte das Maulthier, jetzt soll auch der Geistliche das Maulthier mitnehmen. Dies ist nur gerecht, ohne das Maulthier ist kein Geschäft.“

„Hol's der Teufel,“ meinte der Senator wohlgelaunt. „Welches Lösegeld bezahlen wir für das Maulthier?“

„Der fixe Preis desselben beträgt,“ gab Csuda jedes Wort betonend zurück, „hundertsiebenundneunzig Goldstücke.“

„In den Bürgern stockte das Blut; der kleine Babos blinzelte auf den Kuruzen, ob dieser nicht spaße, doch das gebräunte Antlitz blickte jetzt sehr ernst, vordem war es bedeutend heiterer; die Keeskemeter verzagten trotzdem nicht.“

„Hätet ihr, Herr, das Herz, für ein Maulthier so viel Geld zu nehmen, wie für vier arabische Pferde? Ueberlaßt uns den Geistlichen separat! Wir kommen lieber ein andersmal das Maulthier einlösen,“ ergänzte Herr Babos.

Jetzt übernahm wieder Herr Georg Doma die diplomatischen Verhandlungen. Er meinte, das Maulthier könnten ja die ehrwürdigen Patres ohnehin nicht wieder benötigen, nachdem dasselbe ein kompromittirtes Individuum sei, das bereits Lagerdienst geleistet hat, in einem protestantischen Truppenkörper.

Den meisten Verstand besaß noch Herr Porosznoki, denn er durchschaute sofort, daß der Kuruzenführer zweihundert Goldstücke für den Quardian haben wollte, und die Geschichte mit dem Maulthier bloß Spasmacherei sei. Er entnahm

\*) Labanzen und Kuruzen waren ungarische Soldaten.

seiner Tasche den traditionellen Strumpf und ließ die Goldstücke klirpern. „Hundert Stück ohne Fehl, nicht um ein Stück mehr. Entweder nehmen wir das Geld wieder nach Hause oder den Quardian. Es hängt von Euch ab, mein tapferer Herr.“

„Nicht möglich,“ schüttelte dieser den Kopf.

Unter Plänkelein schlossen sie den Handel endlich mit hundert Dukaten ab, welche Herr Esuda einzeln befah, ob sie nicht abgefeilt sind, dann klingen ließ, ob man an ihrem Klange nicht einen kleinen Siebenbürger Akzent wahrnehme (dort hielten sich nämlich zu jener Zeit die Falschmünzer auf). Als dann alles ins reine gebracht war, lieferte er den abgemagerten Pater Bruno aus, welchen die Deputation in großem Triumph nach Hause führte.

Aber nicht lange dauerte ihre Freude, denn als sie sich der Heimath näherten, kaum Nagy-Körös verlassend, dessen Häuser noch im abendlichen Nebel sichtbar waren, schimmerte von rechts der schlanke Thurm Kesklemets hervor und eine sich nähernde Staubwolke. „Was zum Teufel kann das sein?“ frugten sich unsere Leute.

„Offenbar kommt uns eine Prozession entgegen. Es wird auch eine Rede geben, Hochwürden, freilich wird es eine solche geben. Es wird nichts schaden, sich auf die Antwort vorzubereiten.“

In den Augen Pater Bruno's glänzten Thränen. „Meine armen guten Gläubigen lieben mich, sie lieben mich schrecklich. Wer wird wohl die Rede halten? Wahrscheinlich der schön sprechende Pater Pitkei.“

„Freilich, freilich. Ich sehe ihn ja schon. Er ist es, dort voran. Ich will ein Hund sein, wenn er es nicht ist.“

Herr Georg Doma brauchte kein Hund zu sein, denn es war in der That Pater Pitkei; seinen breitrandigen Hut, seine Riesengestalt konnte man schon von weitem erkennen, nur war seine Begleitung gerade kein Prozessionsvolk, sondern es waren türkische Soldaten. Der Galgenvogel Ali Mirze Aga führte sie an. „Guten Abend, guten Abend!“ rief er, als er an unseren Reisenden vorüber ritt, „führt ihr den Geistlichen nach Hause, ihr guten Leute? Wir auch den unsern.“

Der Aga lachte. Pater Bruno winkte dem Mönch Pitkei mit dem Taschentuch nach: „Auch Dich werden wir auslösen, mein lieber Sohn.“

(Fortsetzung folgt.)

## Kinder des Lichts.

(Nach einem von Direktor Schulz-Gendke in der „Urania“ gehaltenen Vortrage.)

Als im Jahre 1839 Arago der Pariser Academie das Verfahren mittheilte, das Daguerre zur Gewinnung seiner Lichtbilder oder Photographien anwandte, da hielt man allgemein in großer Begeisterung die neue Kunst für berufen, alle anderen Verfahren zur Herstellung von Bildern, speziell für den Buchdruck, abzulösen. In gewissem Sinne ist das auch eingetroffen; nicht nur bei den prächtigen Reproduktionen der großartigen Kunstwerke, die wir so vielfach bewundern, weil sie alle Feinheiten des Originals aufs getreueste wiedergeben, auch bei der Verfertigung der zahllosen einfachen Illustrationen, durch die der Inhalt unserer Bücher in anschaulicher Weise erläutert wird, hat die Photographie in irgend einer Weise meistentheils mitgewirkt, sie sind also alle Kinder des Lichts. Die großartige Entwicklung, die die mechanische Vielfältigung von Abbildungen erfahren hat, ist ausschließlich ein Resultat der jüngsten Zeit; sie blüht kaum auf mehr als 30 Jahre, das Älteste, das Asphaltverfahren, auf noch nicht 100 Jahre zurück, während die Buchdruckerkunst durch die Einführung der einzelnen, also leicht beweglichen Lettern seit dem Jahre 1450 sehr schnelle Fortschritte machte und rasche Verbreitung gewann.

Das älteste Verfahren, mit Hilfe des Lichtes abdruckfähige Bilder zu erhalten, ist das von dem ersten Erfinder der Photographie, Nicéphore Niepce, angegebene schon erwähnte Asphaltverfahren. Asphalt, der in Alkohol und Aether löslich ist, verliert diese Eigenschaft, wenn er längere Zeit dem Lichte ausgesetzt wird; übergießt man also etwa eine Zinkplatte mit der Asphaltlösung und setzt sie dann dem Lichte aus, nachdem man eine Strichzeichnung darüber gelegt hat, so lassen die dunkeln Striche kein Licht hindurch, sondern nur die hellen Partien. Wäscht man dann die Asphaltplatte mit Terpentinöl ab, so bleiben die belichteten und dadurch unlöslich gewordenen Stellen haften, während der Asphalt an den durch die dunkeln Striche gegen das Licht geschützten Stellen leicht abgeht. Somit erhält man ein Negativ, ein Bild, in welchem die hellen Partien dunkel, die dunkeln hell erscheinen, und zwar auf einem dunkelbraunen Asphaltgrunde. Weiter kann man die Platte mit einer Eisenchloridlösung übergießen, die sich dann in die vom Asphalt frei gewordenen hellen Zinkstellen hineinfrißt; wäscht man dann den übrigen Asphalt durch ein stärkeres Lösungsmittel, etwa durch

Chloroform ab, so hat man ein erhabenes Bild, ein Relief erhalten, in welchem die dunkeln Stellen der ursprünglichen Zeichnung vertieft erscheinen, und dies Bild ist abdruckfähig.

Wegen seiner Einfachheit hat sich dieses Verfahren bis heute behauptet, obwohl die Lichtempfindlichkeit des Asphalts keine große ist und man ihn bei trübem Wetter tagelang belichten muß, um brauchbare Bilder zu erhalten. In dieser Beziehung wird er bedeutend von der Chromgelatine übertroffen, der in doppelt chromsaurem Kali aufgelösten Gelatine, die als schöne goldgelbe dünne Schicht auf einer Platte erstarrt. Mit Wasser angefeuchtet, quillt sie auf, und bei genügendem Zusatz von warmem Wasser wird sie wieder ganz flüssig und löst sich in dem Wasser auf. Hat sie aber einige Zeit in hellem Lichte gestanden, so verliert sie die Eigenschaft der Löslichkeit und ebenso ihre Quellsfähigkeit. Diese Eigenschaft gab im Kriege von 1870 zu einer praktischen Verwendung Veranlassung; für die Erbswürste, die damals für die Ernährung der Armee in großem Maßstabe zur Verwendung kamen, konnte man nicht genügend natürliche Därme austreiben, künstliche Därme aber aus Leinwand und Pergamentpapier erwiesen sich beim Kochen als zu wenig widerstandsfähig, da sie im heißen Wasser plakten. Da kam man auf die Idee, das Pergamentpapier mit Chromgelatine zu überstreichen und dem Lichte auszusetzen; thatsächlich zeigten sich die daraus angefertigten Därme durchaus haltbar, so daß Millionen von Erbswürsten in ihnen zur Verwendung kamen.

Wegen der großen Lichtempfindlichkeit der Chromgelatine entsteht bei der Belichtung unter einer Strichzeichnung auf ihr ein schwachbraunes Bild auf goldgelbem Grunde. In kaltem Wasser gesteckt, quellen die vor dem Lichte geschützt gewesenen gelben Stellen stark auf, so daß wir ein Reliefbild bekommen, in welchem die dunkeln Stellen erhaben erscheinen; dieses können wir in Gips leicht ablatzen, in dem dann die dunkeln Stellen wieder vertieft erscheinen. Statt des Gipses kann auch eine andere Substanz genommen werden, z. B. das Zetternmetall, aus dem die Buchstaben verfertigt werden, so daß das Bild ganz direkt als Platte für den Buchdruck benützt werden kann. Dieser Reliefdruck wird jedoch heute in erheblichem Umfange nicht mehr verwendet. Dagegen benützt man das auf der Gelatine erhaltene Bild zu dem sogenannten photolithographischen Druck. Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Aloys Senefelder begründete Lithographie beruht ja auf der Eigenschaft des Soluhofener Kalksteins, an allen Stellen seiner Oberfläche, die nicht durch ein Fett geschützt sind, Wasser anzufaugen; ist er also mit lithographischer fetter Tinte bemalt, so wird man durch die lithographische Presse einen Abdruck erhalten können. Es ist dies ein Flachdruck, und daher muß die lithographische Presse von der im Buchdruck verwendeten, die mit erhabenen Lettern arbeitet, verschieden sein.

Auf den photographischen Stein kann man nun leicht das auf der gelben Gelatine entstandene schwachbraune Bild übertragen; wird es angefeuchtet und mittels einer Walze setze Druckerfarbe aufgetragen, so haftet diese vorzugsweise auf dem braunen Bilde, das kein Wasser aufgenommen hat, und kann daher auf den lithographischen Stein aufgedruckt werden. Wird es von diesem abgedruckt, so bleibt doch immer von der Schwärze noch etwas auf ihm haften; daher kann es wiederholt verstärkt und immer wieder abgedruckt werden. Uebrigens kann es auch auf Zink übertragen und durch ein Asphaltverfahren für die Buchdruckpresse brauchbar gemacht werden; schüttet man nämlich Asphaltstaub auf das Bild, so bleibt derselbe vorzugsweise an der klebrigen fetten Schwärze haften, während der Grund frei bleibt. Beim Erwärmen schmilzt der Staub zu einer festen Asphaltplatte, sodas wir ein Asphaltbild auf Zink erhalten; ätzt man nun das Zink, so giebt dies ein für die Buchdruckpresse verwendbares erhabenes Bild.

Für alle diese Verfahrensweisen müssen ursprünglich Strichzeichnungen genommen werden; denn nur Striche und Punkte lassen sich in der angegebenen Art reproduzieren und vervielfältigen, während sich Uebergänge vom Licht zum Schatten nicht wiedergeben lassen. Diese würden sich im Reliefbilde durch schiefe Ebenen darstellen, durch höhere und weniger erhöhte Theile, und solche kann die Buchdruckpresse nicht abdrucken. Daher hat man versucht, alle Halbtöne in Punkte und Striche zu zerlegen, um sie in dieser bequemen Weise reproduzieren zu machen. Das ist zwar sehr schwierig; doch ist es in der sogenannten Autotypie gelungen; man erreicht es, indem man mit dem Original zusammen ein feines Strichneg photographirt. Dasselbe wird zwischen dem Original und der photographischen Camera eingeschoben, so daß es sich auf der photographischen Platte mit abbildet; dann kann das Bild auf Chromgelatine übertragen und für den Buchdruck fertig gemacht werden. Auf diese Weise entstehen die schönen und doch billigen Bilder, die zu vielen Tausenden auf den Markt kommen, weil eine Presse bequem mehrere tausend Bilder in einem Tage liefern kann. Doch braucht man ein gutes, glattes Papier zu diesen Bildern, und deshalb ist die Autotypie für unsere Tageszeitungen noch nicht verwendbar, wenigstens in Europa nicht; bei den billigen Preisen, die die Zeitungen hier haben müssen, kann nur sehr schlechtes Papier genommen werden, auf dem die Bilder als verschmierte Flecke erscheinen. In Amerika herrscht in dieser Beziehung ein größerer Luxus, und dort wird die Autotypie selbst von Zeitungen schon vielfach verwendet.

Das mit abgebildete Negativ ist übrigens nicht das einzige Verfahren, durch das man das photographische Bild in eine Strichzeichnung zerlegen kann; man hat auch die Platte selbst schon mi-

einem Untergrund von einem Negativ versehen, so daß man gleich bei der Aufnahme zur Autotypie geeignete Bilder bekommt. Oder man macht auf der benutzten Platte eine Zeichnung mit Tusche, wobei das photographische Bild dem Zeichner alle Konturen genau angeht, und legt die Platte dann in eine Lösung von Quecksilberchlorid; in dieser verbleiben alle halben Töne, und es bleibt nur die Strichzeichnung übrig.

Ein weiteres bequemes Reproduktionsverfahren ist die Herstellung der sog. Lichtdrucke. Ueberzieht man eine Glasplatte mit Chromgelatine und erzeugt auf ihr ein schwachbraunes Bild auf gelbem Grunde, so kann man leicht die gelbe Gelatine wegwaschen und ein eigentümlich mattes Bild auf der Platte erhalten, das bei der Anfeuchtung kein Wasser annimmt. Eben deshalb haftet auf ihm die fetten Schwärze, die man mit einer Walze aufträgt, und man kann das Bild bequem direkt mittels der lithographischen Presse abdrucken, ohne es erst auf einen Stein zu übertragen. Natürlich kann man nicht entfernt so viel Abdrücke liefern, als mit der Buchdruckpresse, so daß die Lichtdrucke mit den Autotypen keineswegs an Billigkeit konkurrieren können; aber man erhält sehr schöne Bilder, die alle Feinheiten der Photographie wiedergeben und doch erheblich billiger sind als diese.

Neben dem Hoch- und dem Flachdruck ist noch der Tiefdruck zu erwähnen, mittels dessen die sog. Photographuren hergestellt werden. Durch Zusatz eines farbigen Pigments zur Chromgelatine kann man ein Bild in der Farbe des Pigments erhalten, weswegen man auch von Pigmentdruck spricht. Dieses Bild kann unter einem Gummitisch mittels eines Gummiquetschers auf eine Glasplatte oder auch auf Porzellan, auf Holz u. a. übertragen werden. Bringt man ein Negativ auf Kupfer und ätzt dieses, so bekommt man eine Tiefdruckplatte, in der die Schatten tief liegen. Walzt man fette Schwärze hinein und zieht ein Papier unter einer Presse darüber, so erhält man die Photographure.

Zum Schluß mögen noch kurz die Verfahrungsweisen zur Herstellung farbiger Bilder gestreift werden. Hat man eine Anzahl Negative vom demselben Original für den Lichtdruck fertig gemacht, so werden in dem einen nur die dem Roth des Originals entsprechenden Theile durchsichtig gelassen, in dem andern die dem gelb, in dem dritten grün u. s. f. In dem dann jede Platte in der entsprechenden Farbe abgedruckt wird, aber alle auf dasselbe Papier übertragen werden, entsteht je nach der Anzahl der verwendeten Platten ein mehr oder weniger zutreffendes farbiges Bild, ein sog. Chromo-Lichtdruck. Man kann auch die Bilder der Lichtdruckplatte auf verschiedene Steine bringen und auf jedem alles einer bestimmten Farbe entsprechende ausmalen und das übrige weglassen; druckt man dann die sämtlichen Steine auf dasselbe Papier ab, so bekommt man ebenfalls ein schönes farbiges Bild.

Ein weiteres Verfahren, der sogenannte Dreifarbendruck, gründet sich auf die 1874 von Vogel erfundenen farbenempfindlichen Platten und auf die Thatsache, daß alle natürlichen Farbentöne aus den drei Grundfarben roth, gelb, blau zusammengesetzt sind. Macht man daher drei verschiedenfarbige Aufnahmen und druckt sie auf dieselbe Lichtdruckplatte ab, so kommen die natürlichen Farben wieder sehr schön zum Vorschein.

Bedenkt man, was die photo-mechanischen Mehrfachdrucks-Methoden seit der kurzen Zeit ihrer Entwicklung — vor 1874 konnte an Heliogravüren, vor 1883 an Autotypen noch gar nicht gedacht werden — bereits leisten, so wird man nur eine trohe Hoffnung auf weitere Vervollkommnung in der nächsten Zukunft hegen, so daß die größten Kunstwerke der hervorragendsten Meister aller Zeiten jedermann in guten Reproduktionen leicht zugänglich werden und der große in ihrer Betrachtung liegende Bildungswert seinen Einfluß auf die breitesten Massen ausüben kann.

### Kleines Heuilleton.

— Des alten Seemanns letzter Wunsch. In Fischerwieß wurde kürzlich ein alter Matrose begraben. An dem Grabe standen neben seiner Wittve ein paar alte Freunde. Einer derselben, Thomas Nurse, war ganz aufgelöst in Thränen über den Heimgang seines alten Kameraden, und als die Gruft sich schließen sollte, trat er noch einmal feierlich heran, zog eine mächtige Schnapsflasche hervor und senkte sie in das Grab. Der Küster wies ihn zurück und holte die Flasche wieder hervor. „Er soll aber seinen letzten Willen haben!“ rief der brave Thomas und goß den dufenden Inhalt über den Sarg aus. Das brachte ihm eine Anklage wegen groben Anjugs ein. Der Angeklagte sagte aus, daß er und der Verstorbene viele Jahre hindurch auf demselben Schiffe gefahren und durch innige Freundschaft verbunden gewesen seien. Freund Paddy habe ihn auf dem Todtenbette dringend gebeten, ihm eine gute Flasche seines Lieblingsgetränks „auf den Weg“ zu geben, und er habe diesen letzten Wunsch seines Kameraden erfüllen müssen. Kirchlichen Brauch habe er nicht verspotten wollen; im übrigen sei es Matrosensitte, den toten Kameraden einen Lieblingsgegenstand, eine Tabakdose oder so etwas, mitzugeben. Da die Wittve des alten Seebären sich nicht für beleidigt erklärte, im Gegentheil die Sache sehr richtig fand, so sprach der Gerichtshof, „da auch keine Beschwerde des Todten vorlag“, den braven Thomas frei.

— Gewerbliche Kündigungsfristen vor 200 Jahren. Aus dem Mainzer Rathsprötokoll vom 12. März 1699.

„Ob zwar jüngsthin den 19. Februario der Rathschluß dahin ergangen, daß die wandernden Schreinergefelln 14 Tag vor ihrem Abschied dem Meister uffzukündigen schuldig und gehalten sein sollten, die hiesige Schreinergesellschaft aber bey ihrer freiherrlichen Gnaden Herr Vicedom (hürfürstlicher Bürgermeister) um Pinderung oberwehnter 14tägiger Zeit gebeten, und dann auch die Meister des Schreinerhandwerks sich dahin gültlich bewegen lassen, daß anstatt der 14 Tagen sie mit 8tägiger Aufkündigung zufrieden sein wolle. Alsdann wird nunmehr von Amts- und Rathswegen befohlen, daß wann fürterhin ein oder ander Schreinergefell bei seinem Meister allhier länger zu verbleiben und zu arbeiten nicht gesinnet wäre, derselbe 8 Tag vor seinem Abschied dem Meister gedühndend und mit Bescheidenheit aufkündigen solle, damit der Meister unmittelfst sich um ander Geffind bewerben oder sonst sein Werkstatz zu Förderung der Kunden darnach veranstalten könne. Hingegen solle auch der Meister dem Geffellen ohne erhebliche Ursache nicht auf eine Stutz aufkündigen, noch denselben jählings verstoßen, fogar, daß auch dem Geffellen, welcher in der Wochen entlassen wird, der ganze Wochenlohn vom Meister bezahlt werden solle.“ —

### Theater.

Im Neuen Theater hat man am Sonnabend viel gelacht. Zwei deutsche Autoren, die Herren Lauffs und Kraas, haben sich, wie's jest üblich ist, zu einer Firma zusammengethan und gewis nicht aus Lust am Fabuliren, aus herzlich frohem Behagen, einen Schwank „Die Logenbrüder“ erfommen. Sie haben vielmehr, wie es einst der selige Raupach im Berliner Schauspielhause that, genau studirt und aufgezeichnet, was in den letzten Jahren dem Publikum an Possenkram gefallen hat. Daraus machten Sie ihren Drei, den Schwank „Die Logenbrüder“. Vom „seligen Loupinel“ bis zu „Charley's Tante“ finden sich mannigfache Anklänge in der neuen Posse, und es ist zum Staunen, mit wie geringem Witz man bei einigen Theatergeschick ein spießbürgerliches Publikum unterhalten kann. — Aus Furcht vor der Gattin giebt ein Mann vor, Freimaurex zu sein. Während er Skat klopft, meint der Hausdrache, der Mann sitze in der Loge und sei Meister vom Stuhl. Das ist in Prenzlau. Der Schwiegersohn derselben Frau hat inzwischen in Berlin ein wenig locker gelebt und, um sich vor der fürchterlichen Schwiegermutter aus Prenzlau zu rechtfertigen, verfaßt er auf denselben Einfall wie sein Schwiegervater und giebt sich ebenfalls als Logenbrüder aus. Die beiden unechten Logenbrüder nun suchen einander zu länschen; es beginnt das bekannte Verlegenheitspiel, das auf die Spitze getrieben wird, als wirklich ein echter Freimaurex, ein wirklicher Logenbrüder auftritt. Man sieht, der Schwank ist weder neu noch geistvoll varirt. Aber das Publikum war einmal im Zuge und applaudirte von den Schauspielern auch besonders seinem Liebling Alexander. —

### Musik.

— Königlich Opernhaus. Mozart-Cyclus. 1. Abend: „Zdomeneus“. Die beispiellose Thatfache, daß Mozart diese „große heroische“ Oper als 25jähriger Jüngling mit den Kräften seiner reichen melodischen Erfindung und harmonischen und contrapunktischen Fertigkeit vollenden konnte, wird immer ein wunderbares Zeugniß seines musikalischen Genies bleiben. Ist auch des jungen Meisters Abhängigkeit von Glück noch in der wichtigen Veredsamkeit der Rezitative, in der reinen, wenn auch etwas redseligen Melodienführung und vor allem im unvergleichlichen Ausban der Chöre deutlich zu erkennen, so macht sich jene Gedankenfülle, die sich im Figaro, Don Juan und in der Zaubersöte so herrlich entfaltete, schon im „Zdomeneus“ auch rein motivisch aufs erfreulichste vernehmbar. Die betäubende Schmerzenslangeweile, welche allen Personen der „Textdichtung“ des guten Salzburger „Abbate Varesco“ jede charakteristische Physiognomie benimmt, überwand der hohe Schwung seiner musikalischen Phantasie und fast instinktiven Gestaltungsraft. Das „Zdomeneus“, dem Mozart selbst ob d's Grnsies und der Fülle der Ideen und musikalischen Schönheiten eine innige Liebe bewahrte, sich auf der Bühne nicht halten konnte, liegt in der Empfindungs-Monotonie des tragischen Vorwurfs und in der übermäßigen Anhäufung allzulanger Recitative und Arien, welche den Anfallen der Zeit und den Wendungen des Geschmacks zum Opfer fallen mußten. Die Sturm Musik und der gleichzeitige Chor, das zweite Finale, das von Großmuth und edler Resignation erfüllte Quartett, so wie die Szenen des Poseidon-Priesters im 3. Akte sind jedoch leuchtende Perlen an quellender Empfindung, tiefem Gefühle und polyphoner Kunstvollendung geblieben. Daß unsere Sänger, welchen das moderne, speziell Wagner'sche Repertoire zuweilen stimmathletische Aufgaben zuweist, sich dem Mozart'schen Gesangsstile anzubequemen wissen, bewies vor allem Herr Sylva (Zdomeneus), der im Recitativvortrag eine wahrhaft monumentale Größe entwickelte und im Vortrag der Daur-Arie im 2. Akte sich als Besitzer einer ersten Koloraturicherheit zeigte. Der Gesangstunft der Frau Herzog (Zlia), welcher für einen besetzten Sprachgesang eine uniger timbrirte Mittellage fehlt, ist Mozart kein Fremdling, und auch Fr. Egli (Zdamantes) hatte sich mit Eifer dem Studium klassischer Technik hingegeben. Im detaillirenden Zuvielthum der schauspielerischen und gesanglichen Ausarbeitung gerieth Fr. Reinl (Elektra) an die Grenze, wo nicht bloß Mozart'sche, sondern jede Darstellungschönheit aufhört und die Undisziplinirtheit künstlerischer Willkür beginnt. Eine abgeklärte, vom Geiste des Werks inspirirte Leistung bot Herr Bachmann als Oberpriester.

Den zweiten Abend (5. Dezember), dem Todestage des Meisters, füllte ein Konzert aus, dessen Programm die G-moll-Symphonie, die Maurerische Trauermusik und das Requiem enthielt. Wahrhafte Tiefe des Schmerzes ruht in dieser Klage um einen heimgegangenen Bruder des Freimaurerbundes, und in der Instrumentation fand Mozart Klangwirkungen, die in ihrer weihvollen Eindringlichkeit der Trauer den Ausdruck der Würde und zugleich der feierlichen Verklärung verleihen. Die Wiedergabe der Symphonie, welche Mozart's Instrumentalgeist aus würdigste Vertrat, hätte energischer in der rhythmischen Durchführung sein können; es war dabei mehr höfliche Huldigung als beflügelnde Phantasie thätig. Was dem Requiem, dessen völlige Ausarbeitung Mozart seinem Schüler Süßmayr überlassen mußte, an streng kirchlichem Charakter abgeht, das erhebt es durch Ergüsse reinster menschlicher Empfindung, durch unbegrenzte Perspektiven nach Harmonien und Kontrapunkten aller Art und eine selbst erschütternde Polyphonie. Die gesungene Bedeutsamkeit wird nur von der Keuschheit und anmuthigen Weichheit des Melodischen übertrifft und die edle Herzenssprache, welche aus dem *Te Deum* und *Lacrimosa* hervortönt, wird auch ferner, wie seit 106 Jahren, die Herzen Unzähliger läuternd erheben. Die Aufführung unter Dr. Wind's Leitung war eine mehr verständige und fleißige, als poetische und warmblütige. —

**Volkskunde.**

y Eine eigenthümliche Sitte besteht noch von altersher in dem Orte Kaaks bei Izehoe. Nach der Hochzeit ladet nämlich die junge Frau sämmtliche Frauen und Jungfrauen des Ortes ein, um diese alle gründlich kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit setzt man einen Leuchter mit brennendem Licht auf den Fußboden, über den ein jeder Gast hinwegspringen muß; wer hierbei das Licht nicht auslöscht, hat sein Glas zu leeren und — verliert gleichzeitig die Hoffnung, 70 Jahre alt zu werden. Das männliche Geschlecht ist hierbei nicht vertreten. —

**Völkerkunde.**

— Ueber die Sitten der Risspiraten erzählt im „Reveil du Maroc“ ein Bootsmann, der von den Räubern längere Zeit gefangen gehalten wurde: Jeder Mann hat zahlreiche Frauen, jede Frau hat ihre Hütte in der dem Gemahl gehörigen Umzäunung, und dieser wechselt seine Hütte jeden Tag. Der Zweck dieser Vielweiberei ist der Stolz und beinahe die Nothwendigkeit, viele Söhne zu haben. Jede Familie ist ein kleiner Stamm, und jeder Stamm hat um so größeren Werth, je zahlreicher seine männlichen Mitglieder sind. Wie viel Söhne man hat, so viel Gewehre besitzt man. Diese zahlreiche Nachkommenschaft kostet nicht viel, weil man am Riß sehr genügsam ist. Die Frauen arbeiten; man sieht niemals die Männer arbeiten. Diese gehen mit der Flinte aus: sie jagen, fischen, aber bebauen nicht das Land. Mit Saat und Ernte beschäftigen sie sich jährlich in zwei Monaten, auch hier verrichten die Frauen die größten Arbeiten. Hinwiederum sind die Frauen zu gewissen, sonst ihrem Geschlecht eigenthümlichen Arbeiten, wie z. B. zum Kochen, völlig unfähig. Wenn eine Frau einen Riß in ihrem Hemde, ihrem wollenen Mantel hat, bringt sie die Kleidungsstücke ihrem Manne, daß er sie flickt. Auch die Männer führen am Abend jene schönen Scliderrien aus, die man oft auf den wollenen Hemden und Burnus des Riß bewundert. —

**Geographisches.**

— Eine neue Pamir-Expedition soll im März 1898 abgehen und zwei Jahre dauern. Die Kosten werden vom dänischen Staat und dem Carlsbergfonds bestritten. Die vom Lieutenant Dlusfen geleitete Expedition wird auch von zwei wissenschaftlichen jungen Männern, dem Botaniker O. Paulsen und dem Physiker Hjuler, begleitet sein. Unter den mitzuführenden Instrumenten befindet sich auch ein Phonograph, womit man die Dialekte der Eingeborenen aufzufangen gedenkt. Der Emir von Bokhara hat der Expedition seine Unterstützung zugesagt. Die von Dänemark ausgehende Forschungsreise nimmt ihren Weg durch Rußland und ihren ersten Aufenthalt in der kleinen Stadt Osch an der chinesischen Grenze. Hier wird eine Karawane mit Pferden und Begleitmannschaften ausgerüstet, und zwar mit derselben Mannschaft, die auch die erste Expedition mitnahmte. Die Karawane wird aus etwa 15 Mann und 30 Pferden bestehen. Dlusfen beabsichtigt, über Kaschgar bis Tarkend und von da bis zum See Tschikil zu gehen, welcher untersucht und aufgefunden werden soll. Von hier wird nach Balkan gezogen, wo detaillierte Karten und Pläne über alterthümliche Reste, die sich hier zahlreich vorfinden, hergestellt werden sollen. Während des Winters wird die Expedition in Tschikil verweilen, wo Dlusfen beabsichtigt, eine meteorologische Station zu errichten und ethnographische nebst anthropologischen Forschungen vorzunehmen. Darauf zieht die Karawane nördlich durch die Provinzen Westpamirs. Am Schlusse von 1899 will Dlusfen bis China und zum Aralsee ziehen und dort photographische Aufnahmen von verschiedenen interessanten Ruinen aus dem 13. Jahrhundert herstellen. Von Meru geht er über Mesched Nischapur und Teheran bis Enseli, um Antiquitäten zu erwerben, und von Enseli wird die Rückkehr nach Europa angetreten. —

**Aus dem Thierreiche.**

— Ein merkwürdiger Wurm wird von Prof. Lampert in der Zeitschrift „Natur und Haus“ beschrieben: der unscheinbare Palolowurm, *Lyssidice viridis* Gray, ein Borstenwurm, dessen Verbreitung auf die Korallenriffe der Samoa-, Fidschi-, Tonga- und Gilbert-Inseln beschränkt ist, wo er in der Tiefe der Riffe lebt. Nur zweimal im Jahre kommt der Palolowurm aus seinem geschützten Schlupfwinkel an die Oberfläche des Meeres, nur in den Monaten Oktober und November, und mit absoluter Regelmäßigkeit erscheinen die Thiere in diesen Monaten am Tage des letzten Mondviertels und am Tage vorher; bei den ersten Zeichen der Morgendämmerung steigen die ersten Würmer auf, bald folgen mehr und mehr, das Wasser wimmelt von ihnen, bis einen halben Meter langen, sich hin- und herschlingelnden Wurmern. Hunderttausende, Millionen erfüllen das Meer, aber kaum ist die Sonne aufgegangen, so sind die Würmer wieder verschwunden. Den Eingeborenen der Inseln, an welchen der Wurm lebt, bietet er ein beliebtes Nahrungsmittel. Der Palolofang ist ein Fest, ein Höhe-Tag im Leben der Insulaner. Jung und Alt rudert hinaus, mit allerlei Geräthen wird der Wurm geschöpft, die Beute theils roh verzehet, theils in Bananenblättern gedünstet, und auch mancher europäische Gaumen hat Geschmack daran gefunden. —

**Humoristisches.**

— Merkwürdige Ueberzieher. Theodor Mommsen's Bruder Lycho war Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M. Ein wichtiger Herr, wie er war, suchte er mit sarkastischen Bemerkungen den Stadtverordneten, die ihm den Etat seines Gymnasiums arg zu beschneiden pflegten, gern etwas an Zeuge zu flicken. Einst ging er mit einem Freund, der bei ihm zum Besuch war, durch die Straßen von Frankfurt. Sie kamen auch am Rathhaus vorbei, wo die Stadtverordneten tagten. Dicht daneben hatte ein Lederhändler Ochsenhäute ausgehängt. Der Gastfreund kannte diese Sitte nicht und fragte den Gymnasialdirektor, was das bedeuete. Mit unachabmlicher Miene antwortete Mommsen, auf die Ochsenhäute zeigend: „Das weißt Du nicht? Das sind ja die Ueberzieher der Herren Stadtverordneten!“

— „Das Abtheil“. Der „Frankf. Ztg.“ ging von einem „Ausländer“ folgender Brief zu:

Hochgeehrtes Redakt!

Auf meiner letzten Bergnügung durch Deutschland bin ich zu manchem Ueberleg angeregt worden durch das Verbeßer der deutschen Sprach, wofür gewiß ein Bedürf, sogar ein Notwend vorlag, wenn es auch an Verstand noch vielfach fehlt. Die Leute in meinem Begleit (sie haben gutes Schulbild, aber im Deutschen kein praktisch Ausbild genossen) wollten durchaus wissen, ob man der Abteil oder das Abtheil sagt. Ich bitt um Verzeih für die Beläst, aber Sie wissen, der Vertheil der deutschen Wörter auf die Geschlechter ist für den Fremd kein Kleinig, sondern bringt ihn oft zum Verzweifel. Für gültig Mittheil würde ich Ihnen sehr dank sein.

Mit Hochacht ergebent

Ein Abon.

**Vermischtes vom Tage.**

y Infolge Genusses verdorbener Wurst sind in der Ortschaft Veliern bei Beckum zwei Kinder einer Familie gestorben. Zwei andere Kinder derselben Familie liegen noch schwer krank darnieder. —

— Seit 50 Jahren wurde kein so tiefer Stand des Quecksilbers im Barometer beobachtet, wie am 29. November d. J. An diesem Tage, nachmittags 5 Uhr, meldete die meteorologische Station Nauhsenberg einen Stand von 713,6 Millimeter, während bis dahin als Mindeststand dort 714,4 Millimeter (am 20. Dezember 1884) und 715,2 Millimeter (am 23. Dezember 1846) verzeichnet worden war. —

— In M.-Glabach hat sich ein Anstreichermeister auf dem Grabe seiner Mutter erschossen. —

— Die neuen bayerischen Kartenbriefe sind, wie das „Bayr. Vaterl.“ verräth, ungewein praktisch, wenn man sie trotz Verschluss lesen will: man braucht nur die Sonne durchscheinen zu lassen und an die andere Seite einen Spiegel zu halten, so kann man den ganzen Brief ganz bequem durch den Spiegel lesen. —

— In Christiania ist am Sonnabend die Aktienbuchdruckeri durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört worden. Der Gesamtschaden wird auf 460 000 Kronen geschätzt. —

— Sturm und Regen haben in Mittel- und Süd-Italien große Schäden verursacht. In Baja und auf der Halbinsel von Neapel haben 25 Kaufahrtschiffe Schiffbruch gelitten. In mehreren Ortschaften bei Reggio di Calabria sind viele Häuser an der Küste durch Meeresstürme zerstört. Aus mehreren Orten Sardiniens wird heftiger bereits 20 Stunden anhaltender Regen gemeldet. —

— In Tunis und Umgegend ist durch Sturm großer Schaden angerichtet worden. Viele Menschen sind umgekommen. —

— Der Afrikaforscher Zintgraff ist in Teneriffa dem Malariafieber erlegen. —